

Ein Concerttag im Berliner „Zoologischen Garten“

von Gerhard von Amynor.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Er wollte Zettchen suchen, aber das Taubhauer-Potpourri, das die Musikanten gerade zum Besten gab, fesselte ihn so sehr, daß er vor dem nächstgenähigst gewählten Orchesterband stehen blieb und im Genuße der ihm übermächtig treffenden Schallwellen schwelgte. Je lauter, je besser! Das war doch einmal wieder eine Musik! Sein Herz juckte in dieser betäubenden Tonfülle. Doch das Fortissimo minderte sich; zarter und inniger wurden die Akkorde, und ergreifend quoll das Lied: „In den Abendstern“, aus den belebten Blas-Instrumenten. Ein dumpfes, fernes unheimliches Grollen löste Butterfeld's Andacht. Was war das? Solch einen Ton hatte er schon einmal in der Waldniß gehört, als er, ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling, seiner damaligen Herrn und Prinzpal, den Grafen, auf einer Reise durch Nordafrika begleiten durfte! Halb erlöste Erinnerungen wurden wieder frisch und lebendig, das Jägerherz regte sich; er ließ die Musik laut sein und ging dem mächtig lodenden, unheimlichen Tone nach.

Ohne nähere Kenntnis des Gartens — er war zum ersten Male hier — nur der Leitung seines scharfen Gehörs sich überlassend, erreichte er das Raubthierhaus. Eine Schaar Schaulustiger drängte sich in den langen Gang im Innern des Hauses; er folgte nach und bald stand er verblüfft vor dem Käfige eines männlichen Löwen, der hoch aufgerichtet, mit gierig offenen Augen nach dem Wärter blickte, welcher eben den benachbarten Tigern die abendliche Fleischportion auf eiserner Gabel zulegte.

Verlangend brüllte der Löwe; es waren mächtige, erschütternde Töne, die die Gesichtsbeize des Käfigs in Schwingungen setzten. Mehrere Damen traten ängstlich zurück; eine derselben wurde bleich, und hielt sich wankend an die ältere Freundin:

„Kommt heraus, Elsa! ich kann es nicht ertragen.“
„Weil Du noch angegriffen bist... ich habe es gefürchtet. Der Weg ist frei; wir können gleich gehen.“
Sie entsetzten sich Beide.

Wieder brüllte der Löwe, lang anhaltend, in immer mächtiger schwellender Rhythmen.
„Wundervoll!“ sagte Butterfeld; er hätte dem königlichen Thiere am liebsten einen Knip gegeben.
Der Wärter kam und vertrieb die Gier des Hungrigen. Das Gebrüll verstummte. Der Löwe streckte sich nieder und schlug sein furchtbares Geßiß in den blutigen Fraß.

Wie bezaubert stand der Pächter. Er vergaß Raum und Zeit, die Schwägerin und sein Töchterlein, und in wunschvoller Anschauung genoss er den Höhepunkt des heutigen Abends.
„Kommt, Kinder“, sagte eine Mutter hinter ihm zu ihrer kleinen Schaar, „daß wir den Beginn der elektrischen Beleuchtung nicht verpassen.“
Butterfeld lud aus seiner Verzückung empor und kehrte in die Wirklichkeit zurück. Er zog die riesige Tachse hervor und rief erschrocken:

„Kreuzelement! Halb neun! Meine Frauenzimmer... wo bleiben sie denn?“
Eilig wandte er sich dem Garten zu.
Um eine Bank des Raubthierhauses hatte sich eine neuergerie Gruppe gebildet.
„Sie ist ohnmächtig!“ sagte eine Stimme.
„Wie ihre Brust leuchtet; rief eine andere, „sie muß zu schnell gegangen sein.“

Das Weinen eines Kindes ließ sich gleichzeitig vernehmen:
„Papa! Papa! ich will aber zu meinem Papa!“
„Trudchen!“ rief der Pächter erschrocken und schon hatte er mit kräftigen Armebewegungen die dicke Mauer durchbrochen, „Kind, was giebt es denn? Hier bin ich! Dein Papa ist bei Dir!“
Die Kleine warf sich um den Hals des Vaters; ihre Angst war durch die Gegenwart des braven Mannes wie fortgezauert.
„Mein liebes Kind!“ Er küßte die derben, gesunden Wangen der Sechsjährigen und stellte die Emporgelohene wieder auf ihre Füßchen, „endlich habe ich Dich wieder! Was ist denn mit der Tante? Zettchen, bist Du krank?“
Er war an die Bank getreten und beugte sich über eine nach Athem ringende ältere Dame.
„Gott... sei... Dank, Rudolph, daß... wir uns... finden“, stöhnte die Schwägerin, „mir ist... gar nicht... gut.“

Ein einziger Blick des Pächters erkannte die Ursache des Leidens.
„Soll gleich besser werden. Komm' nur mit. Meine Herrschaften. Sie erlauben wohl?“
Er graste die Schwägerin mit der Rechten umfaßt und führte sie dem nahen Raubthierhaus zu, während er Trudchen mit seiner Linken festhielt.
Die Leute blinzelten verwundert dem barhäuptigen Herrn nach, der den Eindruck eines Trunkenen gemacht haben

würde, wenn er nicht gar so sicher auf seinen säulenähnlichen Beinen geschritten wäre.
„Wärter, Sie sollen eine Max haben... weisen Sie mir einen Mann an, wo ich diese Dame hier einen Moment vor fremden Augen bergen kann.“
„Bitte, mein Herr, spazieren Sie gefälligst hier hinein.“
Der Thierwärter deutete auf ein Kämmerlein, das sich in der Nähe des Löwenkäfigs befand und zur Aufbewahrung von Geräthschaften zu dienen schien.

„Komm, Zettchen, komm, und Du, Trudchen, kommst ebenfalls mit, ich lasse Euch nicht mehr ohne Aufsicht. Solche Dummheiten zu machen!... Schwägerin, ich kenne Dich gar nicht mehr wieder. Schnütre gleich Dein Korset auf. Du bist das Einzige nicht gewöhnt... bei uns zu Hause hast Du einen Umgang von reichlich anderthalb Meter, und hier willst Du wie ein Kerbtier umhergeschwirren? Siehst Du! jetzt bekommt Du besser Luft! Wir den eiernen Panzer nur dreißig fort... Du willst nicht? Gut, dann geh ich her — ich wickle ihn zusammen und schnüpe ihn unter meinen Rock. Nun, Trudchen, hilf der Tante zuhaken; sie ist wieder genesen.“
In der That, Tante Zettchen konnte wieder atmen und sprechen. Alle drei frochen aus dem engen Verschlage, und eben wollte die Schwägerin den Schwager nach seinem Hut fragen, als ein furchtbares Brüllen sie erschreckte und verstummte machte. Jitternd klammerte sie sich an Butterfeld. Dieser beruhigte sie:

„Es ist der Löwe, der Deine Wäse wittert. Fürchte Dich nicht, wir sind gleich draußen.“
Der Wärter erhielt seine Max und schaute vergnügt den Davongehenden nach.
„Wo in aller Welt hast Ihr denn so lange gesteckt?“ fragte der Pächter, der seine Damen jetzt dem Concertplatze näher führte.

„Ach, Rudolph, Du glaubst gar nicht, wie lange ich in der Korsetfabrik warren mußte“, berichtete die fortpulente Schwägerin, „für meinen Umgang war keine einzige Schnürbrust passend, und es dauerte wohl zwei Stunden, bis ich glücklich meinen Kauf davontragen konnte. Wir haben uns gleich in den Pferdebehältnissen gesetzt und als wir hier eintrafen, Dich vergessend war keine einzige geschickt. Nein, so eine Menschenmenge! Es ist ja voller, als bei uns auf dem Jagdmarkte! Als wir Dich irgendwo fanden, sind wir durch den Garten gerirt; ich muß wohl zu schnell gegangen sein, denn ich einmal wurde mir schwarz vor den Augen und ich war gewöhnen, mich auf der Bank niederzulassen. Gott sei Dank, daß Du uns triffst, das Kind hat sich rein tot geängigt.“

„Nun, das soll mir eine Lehre sein“, sagte der Pächter, „in Berlin muß man ein Frauenzimmer nie von der Straße lassen. Wo zum Teufel ist denn der Tisch mit meinem Hut und Schirm?“
Vergebens musterte er die Tische, die alle besetzt waren.
„Kellner!“
„Sie wünschen?“
„Wo ist denn mein Platz und wo sind meine Sachen?“ Nummer 46 schaute sich um.
„An Ihrem Tische sitzen jetzt die vier Damen dort. Sie müssen entschuldigen, es war mir unmöglich, den Platz frei zu halten.“

„Aber mein Schirm, mein Hut?“
„Es thut mir leid, mein Herr... ich weiß wirklich nicht, wer sie genommen hat. Es treibt sich allerlei Gefindel herum... man kann wirklich nie vorsichtig genug sein.“
„Das merke ich. Na, lassen Sie's man... Sie können nichts dafür... es ist die zweite Lehre, die ich heute gewinne, in Berlin muß man seine Sachen hübsch in der Hand behalten. Bringen Sie eine Flasche Sekt und drei Gläser.“

„Wollen sich der Herr nicht nach der Veranda bemühen? es ist Platz dort.“
„Weinetwegen. Komm, Zettchen, komm mein Kind.“
Wald sahen sie auf dem Platze, wo die Geburtstagsgesellschaft gelafet hatte und feierten bei einem Glase Schaumwein das glückliche Wiederfinden und Zettchen's schnelle Genesung. In eine Serviette gewickelt lag das Korset auf dem Tische. Der Pächter hatte einen vom Kellner geliehenen Glühbirnen auf, der aber ein wenig zu eng war und ihm ein knabenhaft-drolliges Aussehen verlieh. Trudchen mußte den Papa immer und immer wieder ansehen und lachte dabei die hellen Thränen.

„Kinder“, rief Butterfeld, der beim dritten Glase sein sechtes Gleichgewicht wieder gewonnen hatte, „es ist eigentlich ganz recht hier! Und die Musik! Die Kerls blafen famos! Schade, daß man nicht tanzen kann.“
Er krommelte den Takt des Strauss'schen Walzers auf dem weißen Tafeltuche.
In der Veranda und im Orchester brannten zahlreiche Gasflammen und verließen dem Wilde, das sich vor den trunkenen Blicken der biedereren Landbewohner ausbreitete, einen magischen Glanz.

„Ach!“ machte Tante Zettchen, „was ist denn das? ein Feuerwerk?“
Wie ein Blitz hatte es aufgezündet, und taghell war plötzlich der große Raum mit seinen vielen Tausenden von Menschen erleuchtet.

„Wundervoll!“ rief Butterfeld.
„Als ob die Sonne schiene, Papa!“ wüthete es von Trudchen's Lippen. „Wer hat denn all' die Lichter auf einmal angezündet?“
„Das kann ich Dir jetzt nicht erklären, mein Kind; das thut der elektrische Strom, von dem Du noch nichts verstehst. Es ist die reine Hexerei! Die Berliner sind doch Tausendklaffen!“

Er nahm den zu engen Hut ab und setzte ihn in seiner gerechten Entzückung so hart auf den Tisch, daß er ihn verbeulte.
„Aber Rudolph!“ mahnte Zettchen.
„Schadet nichts, werd' es dem Eigenthümer vergüten. Es ist ganz prächtig hier! Noch eine Kulle, Kellner!“
Der Wärter war verklungen. Der Pächter, dem immer wohler wurde, wandte sich an die Schwägerin:
„Nun, Zettchen, thut' die Augen auf und guck' Dir die Leute an! Hier soll sich das ganze gebildete Berlin versammeln, in so weit es noch nicht in die Bäder und Sommerfrischen abgereist ist...“

„Na, höre mal, Rudolph, Dein Wort in Ehren! aber der Mensch dort mit dem bewitterten, runden Filzhut und dem edigen Frauenzimmer am Arm... wenn die beiden zum gebildeten Berlin gehören, dann...“
„Kind, das kennst Du doch nicht, in einer so großen Stadt müßt sich manch ein rüdiges Schaf unter die Herde. Aber sieh Dich nur um: nur der Hof fehlt, sonst sind alle Stände vertreten. Dort, das ist ein General; da drüben der Herr in blauer Seide mit langem Zopfe ist ein Chinese, er soll zur Sechshundert gehören; hier unter uns, der mit der goldenen Brille ist ein berühmter Beinhalsbrüder und Professor der Universität...“

„Woher kennst Du ihn denn?“
„Hat mir Alles Nummer 46 verrathen. Und dort — nein, guck' Dir einmal nur diese Studenten an, wie sie durch den breiten Gang stolziren, wie sie sich die Bärchen drehen und rechts und links liebäugeln! Das reine Pelotonfeuer! Die armen Frauenzimmer, die da am Gänge sitzen, müssen wohl aushalten! Uniformen von allen Farben! Hellblau und weiß? Die Sorte kenne ich doch gar nicht. Muß wohl ein deutscher Bundesbruder sein. Nun, sage, Zettchen, ist es nicht ein herrliches Panorama mit Wandelbildern?“ Und er schlug der Schwägerin so kräftig auf die Schulter, daß die Dame schmerzlich zusammenzuckte und halb ergötzt, halb schmolmend, meinte, sie würde einen blauen Fleck als Folge seiner Beifallsäußerung davontragen.

„Paff!“ knallte es in der Nähe.
„Man hat geschossen“, sagte Trudchen, „warum denn?“
„Ach“, belehrte die Tante, „das wird eine Champagnerflutche sein, die geknallt hat.“

„Nein, das Rädel hat Recht“, erklärte kategorisch der Pächter; „das war ein Schuß! Das Kind hat das seine Butterfeld'sche Gehör. Laß uns mal hingehen und sehen, was es giebt.“

Sie flogen die Stufen der Veranda hinab und wandten sich links in den einsameren Theil des Gartens. Dort, vor dem Raubthierhäusern an einer Ausbuchtung des Wasserbeckens, hatte ein Wärter im Schutze des elektrischen Lichtes eine der großen Matten erlegt, die der Anzucht der Wasservögel leicht gefährlich werden. Der Schütze drückte eben die Patronenhülse aus seiner Tasche und sah sich ideo um, ob der mögliche Knall nicht eine der näher stehenden Damen erschreckt habe. Nur ein paar Knaben waren hinzugelauert und beobachteten neugierig das fernere Verhalten des Wärters. Dieser froch durch das Gebüsch am Ufer zurück nach dem Wege, sagte die Matte am lahlen Schwanz und schlug langsam die Richtung nach einem der Raubthierkäfige ein. Der Pächter mit Kind und Schwägerin folgte ihm.

Der stattliche Steinabler, dem die Matte vorgeworfen worden war, flog von seinem Baumstumpf hernieder in den Sand, schlug den rechten Fuß in die Wente und platterte mit ihr wieder auf seinen erhöhten Sitz. Prählend blickte er durch das Drahtgitter nach den Zuschauern; doch da ihm diese keine Bekanntschaft einzulösen schienen, senkte er wieder das Haupt und sahke mit der Spitze des Schnabels ein Haarbüschel der Matte, um es auszuräumen.

Der Pächter ist ein Schiedsrichter, leucht der Pächter ergötzt, er richtet den Vraten erst zu, bevor er anbeißt.“ Die Schlaginstrumente der Kapelle dröhnten rhythmisch herüber.

„Den Armeemarsch kenne ich!“ rief Butterfeld elektrisirt, „Kinder, kommt, daß wir untern Platz wieder suchen.“
Sie wandten sich, um nach der Veranda zurück zu kehren.

„Höflich rief der Pächter: „Wartet hier!“ und schnell folgte er einem Herrn, der eben vorüber gegangen war.
Zettchen und die Kleinen hörten einige unverständliche, kurz gewechselte Worte, dann den Schall häufig entleerter Schritte, dann wurde es still — sie standen allein und sahen einander verdutzt an.

„Was hatte Papa denn?“ fragte Trudchen ängstlich.
Der Schwägerin kam ein schlimmer Verdacht: sie hielt den Schwager für betrunken. Daß sich Betrunkene nicht so leicht einem Wettlaufe zu unterziehen pflegen, war der reinen, unerfahrenen Seele unbekannt; auch hüthete sie sich, ihrem Verdachte Worte zu leihen und sagte nur:

„Ich weiß nicht, was Papa vorhat. Ich denke, wir werden es gleich erfahren.“

Sie hatten bange Minuten; es war unheimlich an diesem entlegenen, wenig besuchten Orte.

„Endlich tönte ein dumpfes Krachen, wie wenn eine Lokomotive veranlassen in den Bahnhof einfährt.“

„Aberdings“, rief sie als Antwort. Die Gestalt Butterfeld's tauchte aus dem Dunkel des Laubhüttens. Bei seinen Worten angekommen, verschauelte er fast wortlos; dann begann er empört:

„So ein Gallenk! Unter Hunderten hätte ich meinen Hut heraus erkannt... und mein Schirm war es, ich woll' einen Eid darauf leisten. Erst leugnete der Schlingel; wie ich mich aber nicht ihre machen ließ und nach einem Wärter rief, da gab er Ferkelgeld. Ich hinterdrein, oh, der alte Butterfeld kann trotz seines dicken Bauches auch noch die Beine in die Hand nehmen. Wer weiß, ob ich den Schlingel nicht eingeklopft hätte, aber hinter dem Elephanthaus war er verschwunden. Kinder, dieses Elephanthaus! Das müßt Ihr sehen; so etwas giebt es bei uns auf dem Jahrmarkte denn doch nicht!“

„Aber, Rudolf, jetzt in nachtschlafender Zeit? Nein, nein! morgen ist auch noch ein Tag; Trübsinn ist müde; ich denke, wir machen uns jetzt auf den Rückweg.“

„Wie Du willst, ich bin einverstanden. Willst du noch den geliebten Hut dem Kellner zurückgeben?“

„Gewiß, und ich will mein Corset holen!“

Sie gingen nach der Veranda.

„Junges, lustiges Volk, hatte sich an ihrem Tische niedergelassen. Die erst halbgelernte zweite Flätsche Champagner war abgeräumt; die Serviette mit der eingewickelten Schürbrüst nicht zu finden.“

„Kellner“, rief Butterfeld.

„Geben Sie meinen Sekt bei Seite geschickt?“

„Sehr wohl, mein Herr, ich wußte nicht, daß Sie wiederkommen; die Flasche steht unberührt.“

„Echon gut, trinken Sie den Rest auf mein Wohl. Haben Sie vielleicht auch ein Corset, das in eine Serviette gewickelt war, aufgehoben?“

„Nein, mein Herr, habe nichts derartiges gefunden. Gatten der Herr es mir zum Bewahren geben.“

„Sieht Du, Jettchen, das Schicksal hat entschieden. Dein Corset ist futsch. Wir wollen ihm seine Träne nachweinen; es ist besser so; ich laufe Dir ein seidenes Kleid.“

„Die größteste Schwägerin lächelte.“

„Sie handelt alle drei am Ausgange.“

„Nehmen wir eine Droschke?“, fragte Jettchen.

„Kann das Trauerkutschentempo dieser Berliner Gondeln nicht leiden“, entgegnete Butterfeld, „meine Erntewagen fahren schneller.“

„Dann benutzen wir die Pferdebahn.“

„Auch das nicht, Deuerliche!“ Er neigte seinen Mund an Jettchen's Ohr und flüsterte: „Habe 25,000 Mark Wollgeld in der Brettelstraße; ich schaue mich vor den Berliner Langgängen, deren Bekanntheit wir schon heute machten. Weist Du was? Wir gehen zu Fuß die Thiergartenstraße entlang; es ist ein famoser Abend.“

Sie schritten in die frische Kühle der Partpartien. Ueber ihnen flimmerten die Sterne und hinter ihnen verhallen die Klänge einer Concertpolska, die hin und wieder von dem Gebrüll eines Raubthieres unterbrochen wurden.

„Du wirst Dich erkälten, Rudolf“, sagte nach einer Weile stummbeinigter Wanderer die Schwägerin, „so ohne Hut.“

„Sei unbesorgt, Jettchen! Der Sekt hat mir Energie und mir ist so wohl... so köstlich wohl! Berlin ist doch ein famoses Nest! Hörst Du die Bestien? so ein Elch Wälflecken mitten in der Kultur des elektrischen Lichtes und der Zahndieberei... es ist ein Wunder.“

Morgen laufe ich Dir das Kleid und mir einen Hut. Komm, Trübsinn, ich werde Dich tragen — Du bist müde.“

„Beschreiben“ und „Berufen“.

Wenn ich mich so recht froh und glücklich fühle im Kreise lieber Bekannter, im Schooße meiner Familie, so gebe ich dieser Freude gern unbehobenen Ausdruck und juble aus Verzengensgründen: „Wie gut geht es mir doch auf der Welt! hat es wohl Einer besser als ich? Ein liebes Weib, treue Freunde und eine angenehme Stellung!“

Doch schon legte sich die weiche, feine Hand meiner Frau warmen auf meine Schulter, und bejorgt flüstert sie: „Unberufen, unberufen! Beschreibe dein Glück nicht, sonst ist es dahin.“

Unberufen, unberufen! So dämpft überall die Vorsicht meine laute Freude. Schon als Kind verfolgte mich die ernste Mahnung. Wie deutlich entsinne ich mich noch jenes Tages, da ich als jugendlicher Terzianer mit eisergebühnten Wangen und funkelnden Augen vor den Sorgenstübchen meines kranken Vaters trat, ihm freudestrahlend meine erste Prämie zeigte und tausend glänzende Zukunftsbilder entwarf. „Da paßt nur auf, du Vater, und du liebes Mütterchen“, rief ich in der ganzen Hoffnungsfreudigkeit meiner fünfzehn Jahre, „paßt nur auf, das wird nur mit jedem Tage besser mit uns. Immer fleißiger will ich lernen, bis ich das Gymnasium verlassen und die Universität beziehen kann. Dann studire ich Medizin und werde ein großer berühmter Arzt. Ihr Weib, du und die Mutter, dürft natürlich nicht in dieser erblühenden Wohnung bleiben; ihr müßt zu mir ziehen in mein prächtiges Haus, wo wir herrlich und in Freuden leben. Und dann...“

Aber da erpob sich warnend des kranken Vaters Stimme: „Stille, stille, mein Sohn, beschreibe Deine Zukunft nicht! Du bist unser braver, fleißiger Sohn, das ist wahr, und

gesund und kräftig dazu. Aber unberufen, unberufen, Gott erhalte dich so. Wenn etwas Wichtiges und thut' das deine, aber prahle nicht im Voraus mit deiner Zukunft.“

Hatte er wohl Recht, lieber Vater, und hat meine vorsichtige Frau Recht? Was hat es auf sich mit jenem „Berufen“ und „Unberufen“, welches selbst kluge, vortheilsfreie Leute fürchten, die sonst keinem Uberglauben huldigen? Laß uns zuerst nach dem Ursprunge dieser Redensart forschen, und dann nach dem körnlein Wahrheit suchen, welches sicher in diesem unratel Worte verborgen liegt.

Zuerst also, woher stammt es, und wie lange schon weilt es in der Sprache unseres Volkes? Wohl so lange schon, als deutliche Zeichen rauschen und deutliche Zungen reden. Aus dem althochdeutschen Worte „unberuoh“ (unberührt) scheint es entstanden zu sein; vielleicht auch steht es im Zusammenhang mit dem mittelhochdeutschen Worte „unberuere“ (unberührt). Was die Dece anbetrißt, so treffen wir dieselbe bei fast allen Kulturvölkern an. Aus fremden lagereichen Zonen mag sie herübergekommen sein, denn schon in den alten Dichtungen des Orients finden wir ihre Spur. Wer kennt nicht jene düstigen, farbenprächtigen Märchen von „Lanien und einer Nacht“, deren Zauberhölzer sich auf ein geheimes Wort öffnen, welches niemals verrathen werden darf. Spricht der Eingeweichte es unbesonnen aus und rühmt sich seines Glückes, so verhängt der geheimnißvolle Schatz, die guten Götter verlassen ihn, und verarmt und einsam bleibt der Prahler zurück.

Auch die Sagengegeschichte der Griechen und Römer weist zahlreiche Beispiele auf. Aetona rühmt sich ihrer herrlichen Kinderzucht, und siehe, schon vernichten Apollo's und Diana's Pfeile ihr blühendes Glück. Polytrates brüht sich mit der Menge seiner Unterthanen, der Fülle seiner Länder, und siehe, schon wabet mit Virenschritten das Unheil. Und so erzählen uns wohl Hunderte von Sagen und Dichtungen aller Völker von der Prahlsucht der Menschen und dem Neide der Götter. Deutlicher aber als alle fremden Märchen bringen uns unsere eigenen alten herrlichen Gemüthsansichten bei, hier den überlieferten Stoff ungesonnen und dessen Gedanken vertieft. Das treffendste Beispiel bietet das unvergleichliche Nibelungenlied. Held Siegfried und die schöne Kriemhild würden in Glück und Weine ihre Tage beschließen haben, der an Brunnhild verübte Verzug wäre in ewige Nacht verhallt geblieben, wenn sich Kriemhild nicht durch verlegte Eitelkeit und unzeitige Ruhmlust hätte verleiten lassen, der stolzen Brunnhild das Geheimniß des Tarnappentamfjes zu verrathen, und sich des besseren Gatten, des erhabeneren Helden zu rühmen. So beehrt sie sein Glück und erweckt ihm eine furchtbare Feindin, die unerbittlich nach seinem Verderben trachtet. Und Kriemhild's Nache wiederum gelangt nur, weil Kriemhild diesmal verschwiegen ist und jahrelang ihre Pläne im stillen Wägen bewahrt.

Auch die Pörschalsage, welche sich eng der Sage vom heiligen Grab anschließt, enthält einen ähnlichen Gedanken. Verfluchten und still, unentwegt tapfer, aber schwermüthig muß der Grabsritzer nach dem herrlichen Kleinod trachten. Ka Niemand darf er das Ziel seiner Neze verrathen, seinen Menschen darf er nach dem Wege fragen. Nur durch eine wunderbare Offenbarung gelangt er auf den rechten Pfad. Spricht er aber das Wort aus, verräth er das Geheimniß des heiligen Gral, so ist alle seine Mühe umsonst. Niemand erreicht er den ersehnten Berg von Salsage, und elend und verlassen verbringt er den Rest seines Lebens auf Ziel- und trostlosen Irrfahrten. Und wer kennt nicht die volksthümliche Sage vom treuen Geatz, von dem gierigen Unholzbienen, welche die Kinder im Walde überziehen, deren Bittere leeren, aber auch wieder mit köstlichem Trunke füllen, von den thörichtigen Kindern, welche in ihrer Schwarmthätigkeit das Geschehene ausplaudern und dadurch der Zauber der unversehrte Kräfte vernichten.

Auch in neueren Sagen finden wir denselben Gedanken ausgesprochen, so in den Stoffverfägen und in den Nibelungenlied. Die Geschichte des alten, im Berge schlafenden Stammes verschwinden, sobald man ihren Zauber rühmt, und auch des Berggeistes Gaben zeigen dieselbe Eigenthümlichkeit.

Doch nun genug der Beispiele, gehen wir zum zweiten Theile über, der Frage, was ist das Wahre an der Sache. Was nämlich so schon in Sage und Dichtung klingt, ist nicht immer so erbaulich in seiner Anwendung auf das alltägliche Leben. Zumal nicht in seinen Ueberhebungen und Ausschreitungen. Das gilt auch von dem Glauben an das Berufen. Da treibt zum Beispiel die Furcht vor dem Beschreiben abergläubische Leute so weit, daß sie keines noch so unschuldigen Glückes mehr froh werden, daß sie jeden noch so harmlosen Ausdruck ihrer Freude scheuen, und fortwährend vor fänkigen Ungehe, welches sie betreten zu haben verneinen, zittern. Solchem thörichtem Uberglauben wollen wir natürlich nicht das Wort reden, er gehört in das Mittelalter. Aber wir dürfen auch nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Unserer Meinung nach ist nämlich das Wahre an der Sache: Insofern die Furcht vor dem „Beschreiben“ und „Berufen“ uns davor warnt, in Voraus alle unsere Pläne und Hoffnungen der Welt kundzugeben auszusprechen, insofern sie uns abräth, mit unserer Kraft und Gesundheit, unferm Glück und unsern Erfolgen, die wir doch hauptsächlich hauptsächlich dem Segen des Himmels verdanken, zu prahlen, ist sie vollkommen im Rechte und wirkt nur zum Guten. Und zwar aus dreierlei Gründen:

Erstens verrieth das viele Reden im Voraus immer einen Mangel an Thatkraft, an innerer Entschlossenheit und wirklicher Thätigkeit. Prahle doch nicht erst lange mit dem, was du leisten willst, sondern überzeuge die Welt durch Thaten. Die großen Künstler, die großen Denker und wahren

Selben verschwenden ihre Kraft nicht in unnützen Worten. Nordenschild und Wolke sind gar schwermüthige Leute. Geht dir dein Herz, so erweise du schon zur rechten Zeit deinen Muth; mühsam ist es, so erparst du dir die wenigstens das Spinnradeln der Thörichte.

Zweitens giebt das Prahlen einen gewissen Uebermut und eine allzu große Sicherheit fund, die leicht zur Tollthatigkeit und Unbesonnenheit verleiten. Bist du dir allzu sehr der Gesundheit deines Körpers, der Widerstandsfähigkeit deiner Organe bewußt, so wirst du leicht unvorsichtig, achsel der Gefahren nicht mehr, welche dir drohen und verliert in Folge dessen deine Gesundheit. Vertraut du allzu sehr auf das Glück, welches deinen Unternehmungen bisher folgte, so läßtst du dich leicht zu tollkühnen Speculationen verleiten, die deinen Muth veranlassen können.

Drittens aber, und das ist wohl der Hauptnachtheil des „Berufens“ erweckt du durch dein Prahlen und deine große Vertrauensseligkeit den Neid und die Bosheit der Menschen. Sie werden dafür sorgen, daß deine Pläne, die du so bereitwillig ausplauderst, niemals verwirklicht werden. Wie Götze werden sich bemühen, im Geheimen zu zerören, was du mit großer Aufrichtigkeit; böse Zungen werden die Fremde und Helfer entfremden und dir allenfalls Widerfacher erwecken; böse Herzen werden dir Gift in deine Saaten streuen. Aus Witzigart verdrängen sie deine Ideale, und verleiten dir selbst das hohe Ziel, dem du zustrebst. So zerfallen Deine höchsten Hoffnungen, ehe sie in's Leben treten, und wenn dir endlich die Augen aufgehen, so ist es zu spät. Vor allem dem Unheilgeheil aber hätte dich ein wenig Schweigseligkeit bewahrt. Beschreibe in Zukunft dein Glück nicht!

Und nun zum Schluß ein Gedicht, dessen Inhalt sich eng an das Vorhergelegte anschließt und dasselbe bekräftigt:

Ich weige still.
Erhoffst du von der Zukunft Glück und Heil,
Ward dir ein lang ersehntes Gut zu Theil,
So lerne dein Geheimniß treu verheimlichen;
Woh es die Welt, die Alles sieht, was rein,
So wirt sie Aug und Trug und Falschheit ein,
Und alle Engel weichen.
Dum wenn dein Herz sein Glück bewahren will,
So schweige still!

So umflossen ausgesprochne Wort
Verfallt dem Wind der leichtsinn von Ort zu Ort,
In jede böse Hand kann es gelangen;
Weil es die Welt, die Alles sieht, was rein,
So wirt sie Aug und Trug und Falschheit ein,
Und alle Engel weichen.
Dum wenn dein Herz sein Glück bewahren will,
So schweige still!

Mein Leben glühte hell im Maienchein,
Ich rühmt es laut, da brach das Unglück ein,
Vernehmend meines Sternes helles Fünkeln;
Die fremde Hand, sie löschte fast und graus
Der Liebe flammende Fadel aus,
So rief zurück im Dunkel:
Dum, wenn dein Herz sein Glück bewahren will,
So schweige still!

Schweig still von deinen Träumen hell und licht,
Von dem, was süß die Döpfung zu dir spricht;
Schweig von dem Göttern, die dein Herz durchwehen,
Von dem Gedanken, die die Seele gehn,
Von den lichten Plänen, die der Geist aufplagt,
So können's nicht verstehen.
Dum wenn dein Herz sein Glück bewahren will,
So schweige still!

3. August 1888. Sturm der Deutscher und Brandenburger auf das von den Türken besetzte Oren bei weichen Weins Gagen von Szowen vertrieben wird.

8. August 1786. Geb. v. Königberg S. G. Schellner, preussischer Baronet, preussischer mit Saint. Sipel, Hannover, wirtel unter Napoleon in der Schlacht bei Wagram, gest. 16. August 1820 in Königsberg.

8. August 1786. Erste Besetzung des Montblanc durch Jacques Valmat aus Chamourix.

Man nigfaltiges.
Sätular- und Conulararage.
August 1888.

3. August 1888. Sturm der Deutscher und Brandenburger auf das von den Türken besetzte Oren bei weichen Weins Gagen von Szowen vertrieben wird.

8. August 1786. Geb. v. Königberg S. G. Schellner, preussischer Baronet, preussischer mit Saint. Sipel, Hannover, wirtel unter Napoleon in der Schlacht bei Wagram, gest. 16. August 1820 in Königsberg.

8. August 1786. Erste Besetzung des Montblanc durch Jacques Valmat aus Chamourix.

Man nigfaltiges.
Sätular- und Conulararage.
August 1888.

3. August 1888. Sturm der Deutscher und Brandenburger auf das von den Türken besetzte Oren bei weichen Weins Gagen von Szowen vertrieben wird.

8. August 1786. Geb. v. Königberg S. G. Schellner, preussischer Baronet, preussischer mit Saint. Sipel, Hannover, wirtel unter Napoleon in der Schlacht bei Wagram, gest. 16. August 1820 in Königsberg.

8. August 1786. Erste Besetzung des Montblanc durch Jacques Valmat aus Chamourix.

Man nigfaltiges.
Sätular- und Conulararage.
August 1888.

3. August 1888. Sturm der Deutscher und Brandenburger auf das von den Türken besetzte Oren bei weichen Weins Gagen von Szowen vertrieben wird.

8. August 1786. Geb. v. Königberg S. G. Schellner, preussischer Baronet, preussischer mit Saint. Sipel, Hannover, wirtel unter Napoleon in der Schlacht bei Wagram, gest. 16. August 1820 in Königsberg.

8. August 1786. Erste Besetzung des Montblanc durch Jacques Valmat aus Chamourix.

Man nigfaltiges.
Sätular- und Conulararage.
August 1888.

3. August 1888. Sturm der Deutscher und Brandenburger auf das von den Türken besetzte Oren bei weichen Weins Gagen von Szowen vertrieben wird.

8. August 1786. Geb. v. Königberg S. G. Schellner, preussischer Baronet, preussischer mit Saint. Sipel, Hannover, wirtel unter Napoleon in der Schlacht bei Wagram, gest. 16. August 1820 in Königsberg.

8. August 1786. Erste Besetzung des Montblanc durch Jacques Valmat aus Chamourix.

Man nigfaltiges.
Sätular- und Conulararage.
August 1888.

3. August 1888. Sturm der Deutscher und Brandenburger auf das von den Türken besetzte Oren bei weichen Weins Gagen von Szowen vertrieben wird.

8. August 1786. Geb. v. Königberg S. G. Schellner, preussischer Baronet, preussischer mit Saint. Sipel, Hannover, wirtel unter Napoleon in der Schlacht bei Wagram, gest. 16. August 1820 in Königsberg.

8. August 1786. Erste Besetzung des Montblanc durch Jacques Valmat aus Chamourix.

Man nigfaltiges.
Sätular- und Conulararage.
August 1888.

3. August 1888. Sturm der Deutscher und Brandenburger auf das von den Türken besetzte Oren bei weichen Weins Gagen von Szowen vertrieben wird.

8. August 1786. Geb. v. Königberg S. G. Schellner, preussischer Baronet, preussischer mit Saint. Sipel, Hannover, wirtel unter Napoleon in der Schlacht bei Wagram, gest. 16. August 1820 in Königsberg.

8. August 1786. Erste Besetzung des Montblanc durch Jacques Valmat aus Chamourix.